



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Handlungen und Abhandlungen

Borchardt, Rudolf

Berlin-Grunewald, 1928

Über das Recht des Dichters verkannt zu bleiben

[urn:nbn:de:hbz:466:1-74827](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-74827)

ÜBER DAS RECHT DES DICHTERS
VERKANNT ZU BLEIBEN
BRIEF AN HERRN KORRODI IN ZÜRICH

Ihre Anfrage ist keineswegs spielerisch, sondern mehr als ernst, nämlich viel zu ernst, als daß ich sie in dem Rahmen beantworten könnte, welchen Sie den Erwidern zuweisen. Ob es heute einen verkanteten Dichter gibt? Wem von den vielen, die es vermutlich gibt, das bitterste Unrecht geschehe? Das sind erstlich Fragen, die das Publikum mehr interessieren als den Dichter, und zweitens Fragen, die außerhalb der Kompetenz der Zeitgenossen liegen. Seit die Welt die Welt ist, wandelt die rächende Nachwelt mit ihrer rückwärts leuchtenden Fackel die zertretenen Felder der Vergangenheit zurück und hebt die verschleuderten Demanten, die verworfenen Perlen aus dem Schutte schuldiger Zeiten empor. Seit die Welt die Welt ist, gilt der Prophet nichts im Vaterlande, und der große dichterische Mensch der Mitzeit nie den vollen Betrag seines Wertes, meist nur soviel, wie er ihr zufällig, fast wider Willen, dient und nützt. Von Jesaia bis Dante, bis Milton, bis Kleist und Hölderlin, sind fast alle dichterischen Glorien der Weltliteratur das Produkt von Renaissancen gewesen. Die Frage, ob es einen verkanteten Dichter gäbe, fällt mit der zusammen, ob es überhaupt einen Dichter gibt. Es ist eine Tautologie, wie grünes Gras: anderes als grünes ist gefärbtes, oder es ist ein Scherz des unbekanntes Gärtners.

Gewiß, ich könnte mit Ihnen darüber Klage führen, daß ein Volk und Publikum wie das deutsche noch über das sechzigste Jahr eines Klassikers wie Emil Strauß hinaus, die Frage anstehen läßt, in welche Kategorie ein so nobler Name, ein so karätiges Werk, der unbestochene Richtersinn dieses Urteilsprechers über die Seele seines Landes gehöre. Aber der pragmatische Historiker in mir wird mich, indem ich dies äußere, schon am Rocke zupfen und mir die Gründe zuflüstern, die diesen Konflikt zwischen einem anständigen Geiste und dem allgemeinen Unanständigen zu etwas Begreiflichem, Logischem, Notwendigem und daher eigentlich Schönem machen. — Gewiß, Sie und ich werden, wenn wir ein Buch des völlig unbekanntes Konrad Weiß, etwa die «Cumäische Sibylle» zur Hand nehmen, nach wenig Seiten gewahren, daß aus dem unberührtesten altdeutschen Deutschland noch einmal ein «Gottverworrener Mund aus deutschem Samen», wie Immermann von Wolfram sagt — in Herzweh und Saitenspiel und Gottesfreundschaft und Weissagung aufbricht —, jawohl ein Dichter, dunkel aus Demut, undurchdringlich aus echter Bescheidenheit: aber wenn Sie und ich uns das Publikum vorstellen wollten, das diesen Dichter, oder seinen ihm so verwandten englischen Geisteszwilling Francis Thompson, nicht verkennte, — kannte, läse, rühmte —: so würden wir schon stutzen und den Kopf schütteln müssen. — Gewiß, es ist bedauerenswert, wie Sie sagen, daß das Publikum die letzte Phase eines doch allgemein hochgeschätzten Autors wie Herrn Rilkes nicht ganz nach Gebühr würdigt; aber, was

wollen Sie? Es sind harte Zeiten. Es gibt deutsche Professoren, allerdings solche, deren einzig bekanntes wissenschaftliches Verdienst in der Bereicherung der gotischen Sprache um grammatisch falsche Formen besteht —, in deren Literaturgeschichten es der heiligen Dreieinigkeit verdacht wird, daß Herr von Hofmannsthal noch nicht das Zeitliche gesegnet hat, und fortfährt, ganz lebendig eine Literatur zu machen, die nicht in ewiger Wiederholung des «Tor und Tod» besteht. — Ich halte jede Wette, daß ein überwiegender Teil der Leute, die in Deutschland einen Rock auf dem Leibe und ein Konto auf der Bank haben, den Namen Stefan Georges noch gar nicht, zu geringerem Teile in Verbindung mit scherzhaften Wendungen, vernommen haben, wie «derjenige, der alle Kommas wegläßt». Welche Namen soll ich nennen oder häufen? Während ich es täte, — — wer macht Sie und mich sicher, daß nicht auch wir beide zu den Verkennenden gehören, wie Goethe Hölderlin, Kleist und Uhland verkannt hat und Byron Wordsworth, und Croce heut Byron, — wer macht uns sicher, daß nicht, während wir für Schatten kämpfen, der wahre Genius der Zeit, armelig und wild und jung und einsam, vergeblich gegen die Pforten der Dumpfheit donnert, die ihn umkerkert, den Drucker nicht findet, der sein Werk an den Tag bringt, den Hilfsbereiten nicht, der ihm zu seiner barsten Vollendung Raum gibt, wie Körner Schiller und Kenyon Browning? Ja, wenn ich ihn kennte, auf ihn zuträte, ihn fragte, womit ihm gedient sei, wer weiß, ob mir nicht aus seinem Auge der

Blick entgegen flöge, den diese ganze vornehme Zunft vertriebener Fürstensöhne miteinander teilt, und in meinem Auge die Gewähr dafür suchte, daß ich allen verschweigen wolle, ihm je so begegnet zu sein?

Sie werden sich verwundern und mich fragen, worauf all das hinaus wolle — ich will es Ihnen mit einem Worte erklären: Ich hasse und verachte den mechanistischen Optimismus der Bourgeoisie, die glaubt, die Tragizität des dichterischen Phänomens aus der Welt schaffen zu können, als ein Residuum barbarischer Zeiten, wie die Pocken, durch eine Vakzination von Krethi und Plethi mit Lymphe der Vorurteilslosigkeit. Ich lache und schweige zu den Kleist-Bünden und Kleist-Preisen, zu den verrückt gewordenen Kleinbürgern und emanzipierten Spießern, die aus lauter Angst, vor dem Urteil der Nachwelt zu denjenigen zu gehören, die, damals, auf der falschen Seite gelegen haben, hinter dem Dümmden her sind, was sie foppt, hinter dem Frechsten, was sie ausnützt, und die schließlich diejenigen sind, die, um nicht die *dupes* ihrer Zeit geblieben zu sein, den Weltruhm des verstorbenen Herrn Wedekind oder des lebendigen Herrn Bronnen, zur allgemeinen Schmach, fabrizieren. Die Vorstellung, daß Irrtümer auf dem Gebiete der Erkenntnis zeitgenössischer Genien durch Preisverteilungen und Aufführungen an Freibühnen abgeschafft werden können — wie oben gesagt ein positivistischer Trugschluß —, führt zu gar nichts anderm als der Aufstellung von jährlich wechselnden und jährlich abgetanen widerwärtigen Schlingeln von Literaten, denen von drei Durchfällen immer

noch Reputation genug bleibt, um Klüngel zu bilden und unser geistiges Leben zu vergiften. Die Vorstellung, daß mit den nötigen Laternen von berechneter Normalkerzenstärke vorhandener Genius mit mathematischer Sicherheit auffindbar sein müsse, beruht auf dem Irrtum, daß das Genie, wie das verlaufene Kind im Märchen, zart im Walde sitze und sich wolle finden lassen. Es ist aber ein scheues und schreckhaftes und oft ein schreckliches Wild, und es frißt nicht aus der Hand. Schiller ist in Mannheim trotz allen Gönnern und Dalberg nicht zu halten gewesen und jagte zwischen seinem Stern und seinem Unstern die vorgeschriebene Bahn weiter, und mehr als einer von Kleists Geschlecht hätte, mit Kleists Worten «die Wahrheit ist, daß mir nicht zu helfen war» irgendwann aus dem Leben gehen können. Junge Zauberer, in den Armen Fortunas hoch über einem goldenen Triumphwagen durch die Menge gerissen, die sie umjauchzt, müssen, wie Goethe, und Hoffmannsthal, in bitteren Zwischenjahrzehnten, von ihrer Gegenwart aufgegeben, von frecher Zutunlichkeit allerjüngster Geister teils begönnet, teils heimlich gehaßt, im Dunkel noch einmal von vorn beginnen. Über den Gräbern der bewunderten Beherrscher des Publikums schlägt die Welle des rachsüchtigen Hasses hoch empor und braucht, wie bei Schiller, ein Jahrhundert, ehe sie sich verlaufen hat. Man kann frei sagen: es gibt kaum einen noch so Geringen auch nur unter den geringern mit musischer Gabe Belehnten, keinen noch so zweideutigen von falscher Schicksalsgunst emporgetragenen Halbkönner, der

nicht für den einen Augenblick seines Lebens, in dem selbst er, vielleicht, ein Dichter war, die volle Bitterkeit des Lorbeerblattes zwischen den Zähnen zerknirscht hätte. Was war das Schicksal des einzigen Stückes, in dem Gerhart Hauptmann des dichterischen Namens, vielleicht, nicht völlig unwert gewesen ist, des «Florian Geyer»? Der Autor muß sich entschließen, ob er der Gegenwart oder der Nachwelt dienen will. Er kann nicht «dem Gotte gefallen und der Menge». Fürsten haben ihn in den Zeiten, als es sie noch gab, zu den ihren gezählt, an Höfen war er daheim, lernte und lehrte die Sprache der Edelen, und das Volk lernte diese Sprache von ihm, um überhaupt eines gehobenen Idioms fähig und würdig zu werden. Was ist davon übrig? Literatur. Aber verkannte Literaten gibt es nicht, sie sorgen für einander, und das Publikum, dem sie dienen, läßt sich gern darüber belehren, welches das «Buch der Woche» ist.

Wollten Sie wirklich, lieber Dr. Korrodi, daß man in diese Rubrik die «Cumäische Sybille» i «glissierte»? Kommen Sie, lassen Sie uns einen kleinen Kreis bilden und in ihm als Kenner, wie wir es können und wissen, über das Herrlichste sprechen, was nach Pindars Wort die Erde erzeugt, «alten Wein und die Blume des jüngsten Gesangs» — kommen Sie, wir wollen alle zu den Verkannten gehören! Es ist ein Attribut, und ein volles Menschenleben reicht gerade aus, es zu gewinnen. Ich muß noch einen griechischen Vers zitieren: «Welchen die Götter belehnt, den ehrt noch, was man ihm antut», heißt ein Vers bei Theognis, und mit wem wollte der Dichter sich lieber ver-

gleichen als mit dem verbannten Freiherrn von Megara, der, über das Meer wegblickend und über den Becher, die Jugend lehrt, das vollkommen Verächtliche, Dünkel der Alltäglichen und Gunst der Gnadenlosen, unversöhnlich zu verachten?

